

Ein Kinderparadies.

„Es ist tragisch, heute als deutsches Kind geboren zu sein. Das deutsche Kind ist in eine Hungertwelt hineingeboren und zu einem harten Leben.“

(Gardiner, der Herausgeber der Daily News.)

Das deutsche Kinderelend ist zu einer Hölle geworden. Doch mitten in dieser Hölle gibt es ein kleines Paradies, und das ist die herrliche Godeszhöhe am Rhein, das Kindererholungsheim der Stadt Köln.

„Wie kam denn die Stadt Köln dazu, ein solches Erholungsheim zu schaffen?“

In London lebt ein enorm reicher Mann, Sir Ernest Cassel, der vor einigen Jahren der Stadt Köln ein Geschenk von einer Million Mark zu wohlthätigen Zwecken gemacht hat. Das Geld wurde in einer Bank in New York deponiert, um zur geeigneten Zeit an die Stadt Köln ausbezahlt zu werden. Weil aber der Krieg dazwischentkam, konnte die Summe erst vor kurzem flüssig gemacht werden. Doch daß man so lange auf das Geld warten mußte, wurde für Köln zum größten Segen: die ursprüngliche Summe war nämlich wegen der jezigen Valuta nicht mehr dieselbe. Die eine Million war zu vielen Millionen angewachsen. Es war also Geld in Hülle und Fülle da. Das Kinderelend in Köln war aber auch entsetzlich geworden. Die Kölner Behörden faßten daher den Entschluß, etwas Großes für die armen Kinder der Stadt zu tun: so kam der Kauf der riesigen Godeszhöhe zustande. Es ist in der That ein prachtvoller Besitz: 10 Morgen Park und Wald ums Haus herum, alles zur Anstalt gehörend. Das Gebäude selbst enthält hundert große und kleine Säle, Zimmer und Räume aller Art. Die Kaufsumme war natürlich sehr groß. Sie ging in die Millionen. Mit einem weiteren Kostenaufwand von 800 000 Mark wurde aber dann noch das bisherige Sanatorium zu einem Erholungsheim für die hungernden Kinder eingerichtet.

Da ich diese große Anstalt nicht nur gesehen habe, sondern auch eine Zeitlang dort als Vertreter des Hausgeistlichen tätig gewesen bin, will ich einige meiner Eindrücke und Erlebnisse hier kurz wiedergeben.

In später Abendstunde erreichte ich die liebliche Willenstadt Bonn, wie Godesberg gewöhnlich genannt wird.

Gerade hier und noch weiter oben, zwischen Koblenz, Bingen und Rüdesheim, sind ja, wie bekannt, die Ufer des Rheines wegen ihrer Weinberge, Wälder und Burgen von einer geradezu märchenhaften Schönheit. Hier bildet der Strom einen der schönsten Wasserwege der Welt.

Das wußte ich. Aus eigener Anschauung hatte ich die Gegend kennen gelernt. Ich war schon öfters auf den prachtvollen Rheindampfern den großen Fluß hinauf- und hinuntergefahren.

Zwei freundliche Führer geleiteten mich bei leuchtendem Sternenhimmel bergan zur Godeshöhe.

Die Oberin des Hauses, eine würdige, energische westfälische Augustiner-schwester, empfing mich mit größter Freude.

„Wir sind glücklich, daß wir nun endlich einen Priester im Hause haben“, sagte sie, während sie mich nach einem Empfangszimmer führte.

Beim Abendessen, das sofort gebracht wurde, fragte ich die Oberin, wie viele Kinder jetzt im Hause seien.

„Es sind vorläufig nur sechzig. Hier ist alles erst im Werden. Diese sechzig Kinder sind die erste Gruppe, die vor einer Woche hier eingezogen ist. Die zweite Gruppe, die nach vier Wochen kommen soll, wird schon etwas zahlreicher sein.“

„Wie alt sind die Kinder?“ fragte ich.

„Sechs bis sechzehn Jahre“, erwiderte sie.

„Dann werden Sie sie wohl nach dem Alter in mehrere Abteilungen scheiden, die Großen für sich und die Kleinen für sich?“

„Nein, noch nicht“, sagte die Oberin. „Wir lassen sie vorläufig alle in einer Abteilung. Aber wir richten es so ein, daß sie bei Tisch, in den Schlaffälen, auf den Spaziergängen und beim Spiel — obwohl alle beieinanderbleiben — doch in mehrere Gruppen eingeteilt sind. Bei jeder Gruppe wird ein Großer angestellt, um Ordnung zu halten, natürlich immer unter Aufsicht einer oder mehrerer Schwestern.“

Wir sprachen noch eine Weile zusammen. Bald aber schaute ich auf die Uhr. Es war sehr spät geworden. Ich sagte deshalb zur Oberin:

„Ich hätte noch große Lust, verschiedene Fragen zu stellen über die Einrichtungen der Anstalt. Heute abend erlaubt es aber die Zeit nicht mehr. Vielleicht werden Sie mir gestatten, es morgen zu tun?“

„Mit größter Freude“, antwortete sie. „Morgen werde ich zu Ihrer Verfügung stehen und Ihnen alles erzählen, was Sie über das Haus zu hören wünschen.“

Am folgenden Tage nach dem Frühstück war die Schwester Oberin auch schon da, um mich zu einem Rundgang durch das Haus mitzunehmen.

Wir fingen mit den Kellerräumen an. Dort waren große Vorratskammern und eine geräumige, helle, ganz modern eingerichtete Küche, wo eine tüchtige Köchin — auch eine Augustinerschwester — das Zepter führte.

Es waren auch mehrere Badezimmer zu sehen mit vielen neu angeschafften Badewannen; dabei überall eine entsprechende Anzahl Brausebädereinrichtungen, alles zum Gebrauch der Kinder. Ferner verschiedene Werkstätten: Schlosserei, Schmiede, Schreinerei usw., dann noch guteingerichtete Räume zum Aufbewahren von Schuhzeug und Oberkleidern der Kinder. Nach jedem Spaziergang werden sie hierhergeführt, um etwaige feuchte Schuhe und Überzüge zu wechseln.

Es war eine Freude, zu sehen, wie gut an alles gedacht und für alles gesorgt war.

Alle diese Kellerräume waren geheizt; dabei lustig, hell und von der peinlichsten Sauberkeit.

Dann gingen wir hinauf ins Erdgeschoß.

Hier waren mehrere große Zimmer, die als Tagesräume für die Kinder bestimmt waren: alle rein, hell und lustig und nach Süden gelegen.

Eine Menge Spiele waren dort in Schränken aufbewahrt, und in den Räumen selbst stand eine genügende Anzahl Tische, Stühle und Bänke.

Zu meiner freudigen Überraschung war sogar in einem dieser Räume ein Piano aufgestellt.

Nahe bei den Tagesräumen an der Nordseite war der Speisesaal der Kinder.

Eine Reihe Zimmer waren noch da, als Sprech- und Empfangszimmer für Gäste — und eine kleine neueingerichtete Kapelle mit einem sehr wertvollen Altar in Schwarz und Gold, der von dem Schnitzgen-Museum der Anstalt überlassen worden war.

Im ersten und zweiten Stock sah ich mir die vielen Schlaffäle der Kinder an. Es sind dies überaus freundliche, lustige, lichtdurchflutete, peinlich sauber gehaltene Zimmer, fast alle an der Südseite.

Diese Schlafzimmer sind ideal. Man stelle sich vor: erwachen und den ersten Blick, gelockt von der Morgensonne, vom Bett aus durch große

Fenster hinüberwerfen zu können zum Siebengebirge — zum Greifen nah liegt es da — hinunter in die Pracht der Rheinlandschaft, auf Godesberg mit der Godesburg, das muß einen Morgengruß der Natur, der Schönheit des herrlichen Heimatlandes in das besonders empfängliche Rindergemüt zurückstrahlen, der die gute Stimmung, eine Voraussetzung alles Gesundwerdens, weckt und wachhält.

Ich ging nach einem der Fenster und schaute hinaus. Der Fernblick war so entzückend, daß ich sofort die Schwester Oberin bat, mich doch auf eine der vielen Veranden oder Liegehallen, die sich an die Schlaffäle anschließen, führen zu wollen.

Sie machte eine der Türen auf, und wir traten ins Freie.

Ich war wie gebannt; selten in meinem Leben habe ich eine reinere Pracht gesehen.

Die Aussicht von diesen Veranden ist unbeschreiblich schön und fesselnd: das wundervolle Rheintal mit den vielen idyllischen Städten, Weinbergen, Schlössern und Burgen.

Tief unten im Tal fließt der weltberühmte Rhein, der „Bater Rhein“, wie ihn die Rheinländer nennen, und an seinen beiden Seiten stehen sagenumwobene herrliche Stätten wie der Drachensfels, wo nach der uralten Sage Siegfried den Drachen Fafnir getödtet haben soll.

Dort in der Nähe ist, wie mir mein Führer am Abend vorher gesagt hatte, Rolandsack und Nonnenwert und Ohrweiler mit seinen üppigen, berühmten Burgunderweinpflanzungen, und das herrliche Honnef und Königswinter.

Jetzt hatte ich sie vor mir, diese märchenhaft schönen Orte, obgleich einige von ihnen durch Hügel oder vorspringende Felsen verdeckt waren.

Dieser Anblick versetzte mich in eine feierliche Stimmung. Ich erinnerte mich, daß ich in meiner Jugend auf der fernen Insel Island in den Heldenliedern der Edda gerade von diesen Stätten so oft gelesen hatte, besonders von den Heldentaten Siegfrieds am Drachensfels.

Und da steht nun der Drachensfels selber mir gerade gegenüber, die malerisch uralte Burg, die ihre hohen verwitterten Mauerreste wie knorrige Arme hoch in die Luft emporstreckt.

„Einen schöneren Ort und eine entzückendere Aussicht als diese kann ich mir kaum denken“, sagte ich zu der Schwester.

„So sagen alle, die hierher kommen“, erwiderte sie.

Dann führte sie mich zuallererst hinaus auf eine noch höher gelegene Veranda. Die Fernsicht war hier noch etwas weiter und gar nicht zu beschreiben. Dabei eine Luft rein wie Gold.

Ich warf noch einen Blick auf die allernächste Umgebung: da war dichter lauschiger Wald in nächster Nähe, und Spielwiesen lockten vor und hinter dem Haus.

„Ein wahres Kinderparadies!“ entfuhr es mir, als wir wieder die Treppe hinuntergingen.

Ich hatte jetzt alles gesehen, was zwischen Keller und Speicher überhaupt zu sehen war.

Die Oberin führte mich nun in den Park hinaus. Auch hier war alles des schönen Hauses würdig.

In kurzer Entfernung vom Hauptgebäude war ein anderer Bau, gleichfalls für die Kinder bestimmt.

„Es wird dort Platz sein für fünfzig Jungen“, sagte sie mir. „Im Hauptgebäude können 150 wohnen, so werden wir im ganzen 200 aufnehmen können.“

Nachdem wir unsern Rundgang beendet hatten, wurde ich nun zuletzt auch zu den Kindern geführt.

Sie saßen noch alle beim Frühstück.

Als wir in die Nähe des Speisesaales kamen, hörten wir schon die frisch-fröhlichen Kinderstimmen.

Es war ein lautes Sprechen und Plaudern, ein lustiges Lachen und Rufen und Jubeln unserer kleinen Pfleglinge, das ähnlich anzuhören war wie das muntere Zwitschern und Jubilieren in einem von vielen Singvögeln bewohnten Vogelhaus.

Wir machten die Thür des Speisesaales auf und traten ein.

Sofort wurde alles still, und die ganze muntere Gesellschaft stand auf, um uns zu grüßen.

Da dies unaufgefordert und von selbst geschah, bekam ich von der Höflichkeit und der guten Erziehung unserer kleinen Kölnen einen besonders guten Eindruck.

Ich bat sie, wieder Platz zu nehmen und sich nicht durch uns in ihrem heitern Plaudern stören zu lassen.

Alle setzten sich und fuhren mit ihrem Frühstück fort, indem sie — jetzt aber leise — miteinander weiterplauderten.

Sie saßen da in Reih' und Glied an langen Tischen, tranken Kaffee und Milch und verzehrten mit gutem Appetit ihre schmackhaften Butterbrote.

An dem einen Ende des Saales stand ein Anrichtetisch mit großen Milch- und Kaffeekannen und einem ansehnlichen Vorrat von frisch fertig-gemachten Butterbrotten.

Zwei Schwestern mit großen schneeweißen Schürzen standen da, ihnen zur Seite eine flinke junge Dienstmagd.

Sie waren alle drei in voller Tätigkeit und hatten viel zu tun, denn sobald eine Tasse an den Tischen leer wurde, streckte sich rasch ein kleiner Kinderarm in die Höhe, und die leere Tasse mußte so schnell wie möglich wieder gefüllt und, sobald irgendwo ein Butterbrothügelchen verschwunden war, mußte es am liebsten gleich wieder durch ein neues ersetzt werden.

„Sie essen zu schnell“, sagte eine der Schwestern. „Der Doktor hat gesagt, sie müßten langsam essen und lange kauen, sonst bekomme es ihnen nicht halb so gut.“

Ein Blick auf die frisch und rasch essenden Jungen überzeugte mich daß die Schwester nur zu recht hatte.

Jetzt wandte sie sich an die kleine Tischgesellschaft und rief freundlich mütterlich:

„Aber esset doch langsam, Kinder! Langsam, langsam, und lange kauen, sonst habt ihr nicht halb so viel davon.“

Die Kleinen hörten pflichtschuldig, wohlwollend und munter zu und gaben sich lächelnd alle Mühe, der wohlgemeinten Ermahnung nachzukommen. Doch gelang es ihnen schlecht. Das rasche Tempo war bald wieder da.

„Es wird noch etwas dauern, bis sie sich daran gewöhnen. Aber wir wiederholen es ihnen jeden Tag“, sagte die Schwester.

Ich schaute mir jetzt die Jungen genauer an.

An jedem der sechs Tische saßen zehn. An zwei Tischen waren die sechs- bis achljährigen Koboldchen, deren Körper noch so kurz war, daß ihre Köpfchen nur spoben über den Rand der Tischplatte hinaufragten.

Am Tischende saß je ein großer Fünfzehn- bis Sechzehnjähriger, der unter diesen Kleinen Ordnung halten sollte.

Die Tätigkeit der Großen bestand hauptsächlich darin, gelegentlich zwischen zwei Mundvoll „Ruhig, ruhig!“ zu rufen, wenn die Kleinen gar zu laut wurden.

An den andern Tischen saßen größere Jungen, die Neun- bis Sechzehn-jährigen, und überall an den Tischenden ein Ordnungsbuz, wie sie sich

nannten, um Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Und wie munter, fröhlich und frisch waren sie doch alle! Auf allen Gesichtern heiterer, lachender Sonnenschein — echte Kölner Knaben!

Sobald ich jedoch anfang, die kleinen Gestalten und die heitern jugendlichen Gesichter etwas aufmerkamer zu betrachten, da wurde es mir auf einmal unendlich weh ums Herz, denn es starrte mir dann plötzlich die ganze Schauerlichkeit des bitteren deutschen Kinderelends entgegen . . .!

Kein einziger dieser fröhlichen kleinen Jungen war gesund! Sie waren alle blaß, eingefallen, abgezehrt und viele entsetzlich mager. Einige waren mit Geschwüren im Gesicht bedeckt, einige hatten trübe, glanzlose Augen, um welche sich bläuliche oder bräunliche Ringe zogen.

Die meisten sahen aus wie geknickte, verwelkte Blumen, die wegen Mangels an Nahrung, Wärme und Licht in ihrem Wachstum zurückgeblieben und gehemmt worden sind.

Es war eine lachende, fröhliche Gesellschaft von lauter kranken Kindern, von welchen die meisten wohl nie mehr ganz gesund werden können, weil sie in den ersten Jahren ihres jungen Lebens zu viel bitterste Not gelitten haben.

Ach, es war eine lachende Schar von langsam dahinsiechenden Kindern. So kam es mir wenigstens vor.

Und doch, so groß ist das Kinderelend in Köln, daß trotz des verzweifeltsten Zustandes dieser armen kleinen Wesen, sie nicht als „krank“ bezeichnet werden, sondern nur als geschwächt und erholungsbedürftig.

Nur erholungsbedürftige Kinder — nicht kranke — darf die Anstalt aufnehmen.

Und jede Gruppe darf nur fünf Wochen lang in der Anstalt gepflegt werden, dann geht sie wieder nach Haus, um einer neuen Schar Platz zu machen.

Und Tausende und aber Tausende „erholungsbedürftige“ Kinder dieser Art gibt es in Köln!

Unterdessen ließen sich die armen Kleinen das Frühstück gut schmecken. Trotz meines wehmütigen Gefühles freute ich mich doch herzlich, daß ihnen nun endlich eine so gute Pflege zuteil wurde.

Nach einer kurzen Weile verließ ich die bedauernswerten, aber doch glücklichen Kinder, dankte der Oberin für ihre gütige Führung und begab mich auf den Weg nach meinem Zimmer.

Als ich mich auf dem Gang von ihr verabschiedete, sah ich, daß sie Tränen in den Augen hatte.

Der Grund ihrer Rührung wurde mir bald klar, denn sie schlug die Hände zusammen und wiederholte mehrmals:

„Ach, wie sehen die armen Kinder schlecht aus!“

Da das schöne Unternehmen zur Pflege der Kinder mich so sehr interessierte, versprach mir die Schwester, noch weitere — diesmal schriftliche — Aufklärungen darüber zu geben.

Sie klopfte auch bald an meine Tür und brachte mir Zeitungsreferate über die Einweihung des Hauses sowie verschiedene Notizen über die auf der Godeshöhe geleistete Arbeit und über die Männer, die daran beteiligt waren.

Ich dankte ihr für diese Aufmerksamkeit und fing sofort an, mich mit dem Inhalt der mitgebrachten Blätter bekannt zu machen.

Es war darunter auch ein Bericht über die Einweihungsfeier des Erholungsheims am 16. Oktober 1920. Mich fesselte vor allem die Hauptrede mit ihren ergreifenden Schilderungen von Krankheit, Hunger und Not, die Prof. Dr. Krautwig, ärztlicher Beigeordneter der Stadt Köln, dabei gehalten hat. Gerade durch die unermüdliche Tätigkeit dieses edlen Menschenfreundes war ja der Ankauf der Godeshöhe durch die Stadt zustande gekommen, wie er überhaupt die Seele von allem ist, was hier für die armen Stadtkinder geschieht.

* * *

Jetzt aber möchte ich noch einige kleine Eindrücke und Erinnerungen aus meinem täglichen Zusammenleben mit den kleinen Kölnern hier aufzeichnen.

Zuerst fiel es mir immer wieder auf, wie fröhlich und frisch diese doch durchgehend so krank und elend aussehenden Kinder sein konnten.

Wenn ich während ihrer Spielfunden zu ihnen kam, liefen sie jedesmal fröhlich lachend zu mir her, streckten mir ihre mageren Händchen entgegen und grüßten mich mit einer solchen freundlichen Heiterkeit und Unbefangenheit, daß es mir jedesmal warm ums Herz wurde.

„Wie geht es Ihnen, Pater?“ fragten mich einige regelmäßig. „Wollen Sie nicht ein wenig bei uns bleiben und mit uns spielen?“

„Gewiß, Kinder, ich will gern mit euch spielen. Doch lange werde ich es nicht können. Ich bin schon zu alt, um so zu laufen wie ihr. Ich kann es gar nicht mit euch aufnehmen.“

„O doch, das können Sie ganz gut“, lachten sie mir dann heiter zu. Dann spielte ich eine kleine Weile mit ihnen.

Darnach mußte ich alles sehen, was sie da trieben. Sie wollten mich durchaus überall mitnehmen.

„Hier, Pater“, riefen einige, „wir wollen Ihnen unsere Indianerhütte zeigen.“

Und dann nahmen sie hüpfend und lachend mich mit und führten mich nach einer kleinen Heuscheune.

„Hier ist unsere Indianerhütte“, riefen sie. „Da drinnen verschansen wir uns.“

„Warum denn das?“

„Weil es dann einen Kampf gibt. Wir werden ja belagert und angegriffen. Wollen Sie mal sehen, wie es geht?“

Und sofort war eine Menge dabei. Die eine Hälfte drinnen, die andere draußen. Jeder holte sich rasch einen dünnen Zweig, ein kleines Stöckchen. Das waren ihre Kriegswaffen.

Und nun ging der Sturm los. Ein scharfes, überaus lebhaftes Handgemenge. Alles wälzte sich durcheinander, bis endlich das verschanzte Indianerlager erobert war.

Dann liefen sie wieder zu mir her und sagten:

„Das tun wir jeden Tag. Ist das nicht ein Spaß?“

„Gewiß, aber es sieht ja ganz gefährlich aus. Ich glaube, ihr solltet die Stöcke weglassen. Ihr könnt euch sonst verwunden.“

„Das ist gerade das Schönste dabei. Ohne die Stöcke geht es nicht. Ohne Waffen kann man ja gar nicht kämpfen. Und die Wunden tun uns nichts.“

Ein halbes Duzend kleine „Indianer“ sprangen rasch herbei und zeigten mir lachend ihre Wunden an Händen und Gesicht.

„Aber Kinder, das geht nun doch wahrhaftig nicht. Ihr könnt euch die Augen ausstoßen.“

„O nein, Pater. Das kommt nie vor. Wir nehmen uns schon in acht.“

Es gelang mir doch schließlich durchzusehen, daß sie sich mit etwas kleineren und weniger gefährlichen Waffen begnügten; denn gehorsam waren sie, und wenn ich auf etwas bestand, gaben sie immer gern nach!

Sie führten mich weiter, um das ganze große Haus herum, und zeigten mir alle die vielen spielenden Gruppen.

Und immer wurde die mich begleitende Schar größer, bis endlich fast alle sich um mich gesammelt hatten.

Dann war der gewöhnliche Schluß:

„Aber Pater, jetzt bitte, erzählen Sie uns doch wieder eine Geschichte aus Island. — O ja, Pater! Nicht wahr, eine kleine Geschichte aus dem dritten Sack.“

Geschichten zu lauschen, das schien zu ihren liebsten Unterhaltungen zu gehören. Und von allen Geschichten waren die aus dem dritten Sack die gesuchtesten.!

Ich hatte ihnen nämlich einmal verraten, daß ich drei große Säcke voll Geschichten habe. Geschichten nach allen Geschmäckern.

Im ersten Sack, lauter liebliche kleine Erzählungen von Blumen und Lämmern und Sonnenschein und kleinen unschuldigen Mädchen.

Im zweiten Sack, etwas kräftigere. Da könne es lebhafter zugehen. Da trete zuweilen ein Räuber oder auch ein kleines Gespenst auf. Es könne sogar ein wenig Blut fließen.

Im dritten Sack aber, da seien nur Geschichten für kräftige, tapfere Jungen, die nicht leicht hange würden. Da kämen öfter gruselige Dinge vor, und Räuber und Geächtete und Kämpfe auf Leben und Tod. Da fließe das Blut in Strömen. Das passe aber nicht für so kleine Buben, wie sie seien. Sie würden hange werden und nachts nicht schlafen können.

Da hätte man aber die Protestrufe der frischen kleinen Rölner hören sollen:

„Wir hange! Aber Pater, da kennen sie uns Rölner Jungen schlecht. Nein, gerade der dritte Sack, der paßt für uns.“

Und seit der Zeit wollten sie immer nur Geschichten aus dem dritten Sack.

Sie fuhren noch eine Weile fort, stürmisch eine solche zu verlangen.

„Aber Kinder, ihr seid noch so blaß und so schwach, ihr müßt hier draußen in der frischen Luft spielen und euch herumtummeln, dann bekommt ihr rote Backen. Bei den Geschichten aber müssen wir in den Saal hinein, und da müßt ihr still und ruhig sitzen. Das ist nicht so gut für euch.“

„Pater“, riefen einige, „schauen Sie doch den Himmel an. Bald fängt es an zu regnen, und dann müssen wir doch hinein.“

„Ja, das ist was anderes. Sobald es zu regnen anfängt, könnt ihr in den Saal hineingehen, dann komme ich und erzähle euch eine schöne Geschichte.“

Kurz darauf fing es wirklich an zu regnen. Sofort stürzte alles in den Saal hinein. Und als auch ich einige Augenblicke später erschien, saß die ganze Gesellschaft still und ruhig da. — Einige steckten drei Finger in die Luft, um damit anzudeuten, aus welchem Saal die Geschichte sein sollte.

Wie aufmerksam sie mir da zuhörten! Und wie gerne ich ihnen erzählte!

Doch die immerwährende kindliche Frische und Heiterkeit dieser kleinen Jungen war mir, wie gesagt, ein Rätsel, denn zu Hause führten die meisten von ihnen ein überaus armes und elendes Leben. Hier nur ein Beispiel.

Einmal — es war in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft auf der Godeshöhe — sah ich einen kleinen, etwa zehnjährigen Jungen vor dem Hause stehen.

Er sah sehr traurig aus, und seine sonst so heiteren Kinderaugen waren voll Tränen.

Ich ging zu ihm hin und entdeckte bald, was im Wege war: er blies auf seine Händchen, um sie zu erwärmen, und suchte dann seine fast bis zu den Ellenbogen nackten Arme unter seine Jacke zu verbergen.

Ich sah, daß er jämmerlich fror und vor Kälte weinte.

„Aber liebes Kind“, sagte ich ihm freundlich, „warum holst du nicht deinen Überzieher? Deine Kleider sind zu dünn. Es ist viel zu kalt für dich hier draußen.“

Er schaute mich traurig an und sagte:

„Pater, ich habe keinen Überzieher.“

„Aber gutes Kind, hast du denn nicht eine andere, etwas wärmere Jacke?“

„Nein, Pater, ich habe keine andern Kleider als die, welche ich gerade anhabe.“

Ich schaute ihn mir näher an. Sein Tüchchen war aus aschgrauem, ganz steifem Sack- oder Segeltuch und so sadenscheinig, daß kaum noch eine heile Stelle an ihm zu sehen war. Da waren Löcher in Hülle und Fülle, die größten waren durch aufgenähte graue, schwarze, gelbe oder rote Lappchen zugemacht.

Die Höschen sahen ähnlich aus wie die Jacke.

„Aber liebes Kind, hast du wirklich keine andern Kleider als diese?“

„Nein, Pater.“

Du guter Gott! dachte ich, und in diesen Kleidern soll das Kind den Winter durchmachen.

Ich lud es freundlichst ein, mit mir zu einer der Schwestern zu kommen, und so gingen wir ins Haus hinein.

Als ich die sogenannte Kinderschwester gefunden hatte, übergab ich ihr das arme Kind und erzählte ihr, wie ich es draußen weinend vor Kälte gefunden hatte.

Mit zärtlicher, mütterlicher Liebe nahm sie den Kleinen auf und versprach mir, gut für ihn sorgen zu wollen.

Als ich kurz darauf die Oberin des Hauses traf, sagte sie zu mir:

„Wir haben für Ihren kleinen Schützling schon gesorgt. Er muß von oben bis unten neu bekleidet werden, und da der arme Kleine nichts hat, wird ihm selbstverständlich alles geschenkt werden müssen.“

„Das wird eine teure Sache für das Haus werden“, bemerkte ich, „wenn unter den Kindern viele solche sind.“

„Ja, da haben Sie recht“, erwiderte die Oberin. „Der Kleine ist keine Ausnahme. Wir haben schon große Bestellungen von Kleidern und Schuhzeug für diese Fälle gemacht. — Denken Sie, Hochwürden“, fügte sie noch leise bei: „Ihr kleiner Freund hatte kaum ein Hemd an. Was er als Hemd am Leibe trug, war ein so elendes, abgetragenes Ding, daß wir ihm sofort ein neues geben und das seine auf den Dänerhaufen werfen mußten. — Und so steht es mit vielen der armen Kinder, die man uns hieher schickt.“

„Gibt es in Köln wirklich viele Kinder, die so armselig daran sind wie dieser Kleine?“

„Es gibt in Köln Tausende von Kindern, die noch schlimmer daran sind als dieser. Es gibt dort viele Kinder, die gar kein Hemd haben, auch im Winter nicht. Und dazu haben sie fast nichts zu essen und zu Hause kein warmes Zimmer.“

Ich war entsetzt. Die Oberin merkte es und fuhr fort:

„Es gibt Städte in Deutschland, wo es noch schlimmer ist als in Köln. In Berlin hat fast die Hälfte der Kinder kein Hemd.“

Ich war so bewegt, daß die Tränen mir in den Augen standen. Ich dankte der Oberin und ging fort.

Das war also das deutsche Kinderelend.

Ich hatte oft davon gehört und gelesen. Aber ich war immer geneigt, zu glauben, daß man übertreibe.

Jetzt zum ersten Male konnte ich selber einen Blick hineinwerfen in diese Hölle — und dieser Blick machte mich schauern.

Die glückliche, sonnige Kindheit! Dieses Paradies auf Erden, das ist etwas, was für Hunderttausende von armseligen kleinen Wesen nicht mehr existiert. Und das Leben ist für sie zu einer Hölle geworden.

Ich nahm mir vor, einige der Jungen etwas genauer über ihr Leben daheim auszufragen.

Schon an demselben Tage führte ich meinen Vorsatz aus.

Ich rief einen nach dem andern und fragte sie über ihr gewöhnliches tägliches Leben aus.

Der erste war dreizehn Jahre alt.

Er war ein ganz armer Junge, mit dem ich schon öfters beim Spielen gesprochen hatte, und der mir immer stark aufgefallen war wegen seines schlechten, krankhaften Aussehens.

Trotzdem war er aber, wie alle die andern, immer munter und heiter.

Als er zu mir kam, grüßte er mich freundlich. Auch jetzt sah er äußerst elend aus. Das ganze Gesicht war blaß wie das einer Leiche, die Wangen hohl, eingefallen, die Augen trübe, ohne Glanz und mit bläulichen Ringen umgeben.

„Wie geht es dir, kleiner Freund?“ fragte ich ihn.

„O fein, Vater, ganz fein. Hier haben wir es gut.“

„Ist es das erste Mal, daß du in so einem Erholungsheim bist?“

„Nein. Letztes Jahr war ich einige Monate in einem Waisenhaus bei Köln.“

„Hattest du es gut dort?“

„Nicht ganz gut.“

„Warum das?“

„Wir hatten dort zu wenig zu essen und mußten dabei viel arbeiten.“

„Was für Arbeiten waren das?“

„Kartoffelschälen, Geschirre reinigen, das Haus kehren und ähnliches.“

„Und das hast du nicht gerne getan?“

„Gerne schon, aber ich war immer so müde.“

„Dann findest du, daß es hier schöner ist?“

„O ja, viel besser.“

„Hast du hier genug zu essen?“

„O ja. Hier können wir oft nicht einmal alles aufessen.“

„Und schmeckt es dir gut?“

„O Vater, es schmeckt fein, ganz fein, besonders wenn wir Pfannkuchen und süßen Reis bekommen. So ein Essen wie hier habe ich noch nie in meinem Leben gehabt.“

„Wie das mich aber freut, Kleiner Freund! Und bekommst dir das Essen auch gut?“

„O ja, jetzt schon. Nur die ersten Tage, da hatte ich immer Leibweh und Geschwüre am ganzen Körper. — Aber das hatten viele der andern auch. Die Schwester sagte, es komme daher, weil wir an das gute Essen nicht gewöhnt seien.“

„Was bekommst du aber zu essen daheim?“

„O daheim, da bekommen wir immer dasselbe: morgens und abends schwarzen Kaffee und Kriegsbrot. Den Kaffee kann ich aber nicht mehr trinken, ich muß mich immer dabei erbrechen, und so muß ich das trockene Brot essen. — Zu Mittag bekommen wir Steckrüben oder Kartoffeln.“

„Bekommst du nie Milch?“

„Nie.“

„Und Eier?“

„Nie.“

„Und Butter?“

„Nie.“

„Eßt ihr denn das Kriegsbrot immer trocken?“

„An großen Festtagen kriegen wir zuweilen etwas Schmalz.“

Ich hatte Mühe, meine Ergriffenheit zu verbergen.

Ich schaute den Kleinen etwas genauer an und wurde nun erst auch auf seine Kleider aufmerksam.

Sie hatten viele Löcher und Risse. Doch einige der größten Löcher waren notdürftig geflickt und gestopft.

„Diese Löcher hat wohl deine Mutter gestopft?“ fragte ich ihn.

„Meine Mutter? O nein, dazu hat sie keine Zeit. Das tue ich alles selbst.“

„Wie, du kannst flicken und stopfen?“

„Aber sicher, Vater. Das können alle Jungen in Köln.“

„Ist das wahr? Stopft ihr wirklich selbst eure Kleider?“

„Aber gewiß, Herr Vater.“

„Das möchte ich doch einmal sehen.“

Der Kleine sprang auf und sagte:

„Pater, warten Sie nur einen Augenblick. Ich laufe in den Schlafsaal hinauf und hole mein Nähzeug. Dann werden Sie sehen, wie ich stopfen kann.“

„Gut, kleiner Freund, ich warte.“

In einem Satze war er aus dem Zimmer und ein paar Minuten später war er wieder zurück.

Er hielt ein Pappschächtelchen in der Hand.

Ich wurde neugierig.

Er merkte es und zeigte mir sofort seine Schätze: Nadeln, Zwirn, Faden, eine Anzahl Tuschlappchen, Knöpfe, Häkchen, Schere und anderes.

Er nahm ein Stück Wollgarn und eine große Stopfnadel aus der Schachtel heraus. Dann entledigte er sich des einen Schuhs und in einem Nu hatte er seinen Strumpf ausgezogen.

„Hier sind Löcher genug zum Stopfen“, sagte er lachend.

Ich schaute genau zu.

„Nun sehen Sie hier, Pater“, sagte er eifrig, indem er mir ein Loch zeigte, das so groß war wie ein Zweimarkstück, „jetzt sollen Sie sehen, wie rasch es geht.“

Und mit einer verblüffenden Fingerfertigkeit fing er seine Arbeit an.

Der Faden wurde rasch kreuz und quer über das Loch gezogen, und in einer unglaublich kurzen Zeit war er mit seiner Arbeit fertig.

„Nun, Pater, schauen Sie hier“, sagte er eifrig, indem er mir die Stelle zeigte, wo das Loch gewesen war, „wo ist nun das Loch? Können Sie noch ein Loch finden?“

Ich untersuchte die Arbeit. Sie war tadellos ausgeführt.

„Ich kann keins mehr finden. Du bist ja ein reiner Tausendkünstler, und ich muß dir Glück wünschen, daß du deine Mutter von der Arbeit des Kleiderflüdens befreist. — Aber sind wirklich alle die andern Kölner Jungs so geschickt wie du?“

„Aber sicher, Pater. Wenn beim Spiel etwas zerrissen wird, flicken wir es auf der Stelle.“

„Das heißt, ihr lauft heim und flickt es zu Hause.“

„Nein, Pater. Wir flicken es gleich auf der Straße.“

„Auf der Straße! Tragt ihr denn eure Nähzeugschachtel immer mit euch herum?“

„Nein, die Schachtel nicht. Wir haben aber fast immer etwas Zwirn und eine Nadel in der Tasche. Und wenn der eine es vergessen hat,

leiht es ihm ein anderer. Und so wird draußen auf der Straße geflickt und gestopft."

"Das könnt ihr doch nicht mitten auf der Straße tun."

"Wir ziehen uns in eine Ecke zurück, und so wird schnell die Arbeit getan."

Das war wieder ein für mich sehr interessanter Blick in die Gebräuche und Gewohnheiten der heitern Kölner Jugend.

Während er noch einige weitere Löcher an Jacke und Höschen ausbesserte, fragte ich ihn, ob er auch Geschwister habe.

"Ja", sagte er, "wir sind drei Geschwister: ein Bruder, eine Schwester und ich."

"Sind dein Bruder und deine Schwester gesund?"

"Nein, Vater. Sie haben beide die Schwindsucht."

"Und die Mutter?"

"Die hat auch die Schwindsucht."

"Und du?"

"Ich habe sie auch."

Das sagte er, wie alles andere knabenhaft munter, als etwas Selbstverständliches, Gleichgültiges.

Ich aber war tief erschüttert.

"Also nur dein Vater allein ist gesund?"

"Mein Vater! Den habe ich lange nicht mehr! Der ist im Kriege gefallen."

"Armes, armes Kind", dachte ich bei mir selbst. "Der Vater gefallen, [und die übrige Familie aus Mangel und bitterem Elend einer mörderischen Krankheit verfallen!"

"Wobon lebt ihr aber, du und die ganze Familie, mein lieber kleiner Freund? Kann denn jemand von euch etwas Ordentliches verdienen?"

"Ja, Vater, ich verdiene viel."

"Wie kannst du denn etwas verdienen? Gehst du denn nicht in die Schule?"

"Doch, ich gehe noch in die Schule, aber nach der Schulzeit nehme ich meinen Handwagen und gehe zum Bahnhof. Dort biete ich den Reisenden meine Dienste an, um ihr Gepäck in die Stadt zu fahren."

"Und dadurch verdienst du viel?"

"Ja. Es sind so viele Reisende in Köln. Wenn ich für einen Engländer, einen Amerikaner oder einen Franzosen Gepäck in die Stadt bringe,

dann bekomme ich viel Geld. Sie geben mir auch noch sehr oft Schokolade und Zwieback. Das bringe ich dann zu meiner Mutter."

Das war also — in breiten Zügen — das Leben eines armen Kindes aus Köln.

Ich plauderte noch eine Zeitlang mit dem Kleinen, dann bat ich ihn, einen seiner Kameraden zu holen.

Er tat dies, und so fing ich bald ein zweites Plauderstündchen an.

Diesmal war es ein Zehnjähriger. Er sah ebenso schwach und krank aus wie sein Vorgänger, und aus seinem Leben und seinen Verhältnissen zu Hause erfuhr ich ganz ähnliche Dinge.

Auch sein Vater war im Kriege gefallen. Die Mutter mußte sich mit zehn Kindern durchschlagen.

Die arme Mutter und fünf der Kinder hatten die Schwindsucht, Auch er war davon angesteckt.

Wie der Vorhergehende konnte auch er Kleider und Strümpfe flicken und sorgte in diesem Punkte für sich selbst und gelegentlich für fünf jüngere Geschwister.

Auch er half redlich seiner Mutter, Geld zu verdienen. Doch brachte er nicht so viel zusammen wie der erste.

"Gehst du auch zuweilen zur Bahn, um das Gepäck der Reisenden in die Stadt zu fahren?" fragte ich ihn.

"Nein. Das will meine Mutter nicht haben. Sie sagt, man lerne so viel Böses von den Jungen, die am Bahnhof sind."

"Wodurch kannst du aber Geld verdienen, kleiner Freund?"

"Ich gehe jeden Abend nach einem Gasthof. Dort ist eine Regelbahn! Da richte ich die Regel auf für die Spieler."

"Wie lange mußt du bei dieser Arbeit in der Regelbahn bleiben?"

"Zuweilen viele Stunden. Nicht selten muß ich bis Mitternacht dort bleiben."

Armer Kleiner! Hungrig und unterernährt, dünn und schlecht gekleidet bis Mitternacht — auch in der kalten Jahreszeit — draußen im Garten einer Gastwirtschaft Regel aufrichten!

"Wirßt du nicht zuweilen müde bei dieser Arbeit?"

"O ja, zuweilen kann ich kaum mehr auf den Beinen stehen", antwortete er lächelnd, aber gleichzeitig sah ich Tränen in seinen Augen glänzen.

Armes, armes Kind!

So sprach ich mit einer Reihe von Knaben. Das Bild, das ich von ihrem Leben zu sehen bekam, war immer ähnlich oder dasselbe: Vater gefallen, Mutter und Geschwister lungenkrank, Ernährung gänzlich unzureichend und oft über alle Maßen erbärmlich.

Hungern und frieren, frieren und hungern, das war ihr tägliches Brot.

Ja, das deutsche Kinderelend ist da, so tragisch und erschütternd, daß ich kaum daran denken kann, ohne heiße Tränen zu vergießen.

Aber um so schändlicher und gemeiner ist das Benehmen der vielen sog. Schieber und Spekulanten, die sich durch das Elend des Volkes reich gemacht haben und mitten in diesem Jammer, mitten unter Tausenden von hungernden und frierenden Kindern täglich die feinsten Restaurants der Großstädte füllen, um dort ganze Vermögen zu verprassen.

An die Not der Kinder ihres eigenen Volkes denken diese Unmenschen nicht, sondern überlassen es dem Ausland, Hilfe zu bringen.

Dazu bringen sie noch den Ausländern, die nur das Äußere beobachten können, die Überzeugung bei, die Not der deutschen Kinder existiere überhaupt nicht.

Jón Evensson S. J.